

Nr. 219. Bromberg, den 27. Oktober 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(6. Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Ihr Ruheplatz war ein Felsblock, in dessen Nähe ein kleiner Gebirgsbach rauschend in die Tiefe stürzte. Zu beiden Seiten ging es steil aufwärts. Die schroffen Abhänge waren von struppigem Nadelgehölz besetzt, das von einer geradezu tropischen Dichte war. Es gab ein Gewirr von Baumstämmen, die der Sturm geknickt und zur Erde geworfen hatte; manche, die keinen Platz am Boden gefunden hatten, lehnten schräg an ihren aufrechten Nachbarn. Ein dicker Teppich von Moos bedeckte Erde und Felsen und hing in wirren Fetzen von den Bäumen.

„Das schien mir der schönste und friedlichste Fleck auf Erden, als ich zum erstenmal hier weilte.“ Ein leises Zittern überlief das Mädchen, während sie umherblickte. „Nun ist alles so dunkel und traurig. Ich muß nicht bei Sinnen gewesen sein, daß ich mich zu so etwas entschloß. Doch ich hatte ja keine Zeit, zu überlegen; ich war zu sehr verwirrt, um klar denken zu können. Es gab keinen Menschen, der mir hätte raten wollen und ich handelte, so gut ich es eben verstand.“

„Schließlich bin ich froh, daß wir so weit sind!“ Sie zeigte auf den Abhang. „Dort müssen wir hinauf, in einigen Minuten sind wir oben. Ich fühle mich recht schwach, habe seit drei Tagen nichts Warmes gegessen und knapp war es auch. Ich konnte mich nicht mit viel Gepäck abschleppen.“

Sie hing sich die Reisetasche um, in der ihre bescheidenen Vorräte untergebracht waren; die gerollte Decke legte sie über die Schulter; dann begann sie den Abhang zu erklimmen.

Zweihundert Yard ging es sehr steil aufwärts. Mühsam arbeiteten sich das Mädchen und der Hund durch das Gewirr übereinanderliegender Baumstämme, als Blitz überrascht haltmachte. Vor ihm zeigte sich plötzlich eine kleine Senkung, in deren Mitte eine Hütte stand. Er konnte es sich nicht erklären, daß seine Nase ihn nicht vorher gewarnt hatte. Ungläubig starrte er hin, er wollte seinen Augen nicht trauen. Die Hütte war seit langer Zeit unbewohnt und hatte allen menschlichen Geruch verloren. Mißtrauisch und widerwillig folgte er dem Mädchen. Jedes Haar an seinem Körper war gesträubt, jeder Nerv zuckte in seinen Gliedern, deren Muskeln gespannt und zu sofortiger Flucht bereit waren. Er hatte ein Gefühl wie ein Knabe, der ein verwunschenes Schloß betreten soll.

Das Mädchen hob einen schweren hölzernen Türriegel und trat ein; Blitz weigerte sich ihr nachzufolgen. Er schlich rund um die Hütte, beroch jeden Pflock und voller Aufregung suchte er das seltsame Geheimnis dieses Hauses zu ergründen, auf das er so ungewarnt gestoßen war.

Es war eine roh gezimmerte Blockhütte, deren Tür aus Tannenholz in elchledernen Angeln hing; überdeckt war sie mit fünf Zoll starken Pfosten, auf die eine Schicht Erde gehäuft war.

Nachdem Blitz sich überzeugt hatte, daß dieser sonderbare Ort keine Gefahren berge, folgte er dem Mädchen in das Innere. Der Herd bestand aus flachen Steinen, die durch hartgebrannten Lehm zusammengehalten wurden. Das mehr als bescheidene Mobiliar, aus Fichtenbrettern roh zugehauen, stand auf Beinen von verwittertem Eschenholz.

In der Stube spürte Blitz einen schwachen Geruch, der doch irgendwie an Menschen erinnerte. Er ging von den Lebensmitteln aus, die dort aufgestapelt waren. Auf dem Fußboden standen Mehl, Bohnen und Reis, zum Schutz vor den gefräßigen Ratten in nahezu luftdichten Büchsen verschlossen.

Das Mädchen sammelte Reisig und entzündete ein Feuer im Herde. Nachdem sie aus einer nahen eiskalten Quelle einen kleinen Eimer Wasser geholt hatte, ging sie daran, über dem offenen Feuer die Mahlzeit zu bereiten.

Früh senkte sich der Abend über die Schlucht. Bevor sie zu essen begann, trug sie noch einen großen Haufen Holz zusammen.

„Das Herdfeuer ist unsere einzige Beleuchtung, Blitz,“ sagte sie. Er bekam einen gehörigen Teil der Mahlzeit vorgesetzt, doch Gekochtes war nicht nach seinem Geschmack.

Seit Blitz die Nacht zuvor seine angebetete Göttin gefunden hatte, war er keinen Schritt von ihr gewichen. Nun aber quälte ihn der Hunger und winselnd kratzte er an der Tür, um so dem Mädchen anzuzeigen, daß er hinaus wolle.

„Wo ist denn dein Herr, dieser Moran?“ fragte sie. „Er muß irgendwo in der Nähe sein, sonst wärst du auch nicht hier. Ja, aber wenn ich dich hinauslasse, gehst du mir zu ihm durch. Ich will, daß du bei mir bleibst, bis Vater Kinney kommt.“

Blitz wiederholte sein Kratzen und Winseln.

„Eigentlich sollte er schon hier sein“, fuhr sie fort. „In ein, zwei Tagen ist er sicherlich zurück. Dann darfst du gehen. Bis dahin aber heißt es hierbleiben, Blitz!“

Sein Winseln und Kratzen wurde so eindringlich, daß sie sich endlich widerstrebend erhob, um ihm die Türe zu öffnen. Sie ließ sie halb angelehnt, damit er gegebenenfalls herein könne.

„Laß mich nicht im Stich, Blitz!“ mahnte sie, während der Hund hinausschlüpfte.

Rasch eilte Blitz den Abhang hinunter und trabte bis zum Ausgang der Schlucht. Es dauerte nicht lange, so hatte er eine Elchkuh aufgespürt, die sogleich die nahende Gefahr witterte und mit geblähten Nüstern den schrecklichen Wolfsgeruch einsog. Sie wandte sich zur Flucht — doch zu spät. Schon stürzte mit unheimlicher Geschwindigkeit eine Schattengestalt aus dem Gehölz herab.

Das Mädchen in der Hütte war beunruhigt durch sein langes Fernbleiben; sie ging zur Türe, rief und pfiff, in der Absicht, Blitz zurückzulocken. Aber keine Antwort kam aus dem dunkeln Walde. Sie gab die Hoffnung auf und war überzeugt, daß er zu seinem Herrn zurückgekehrt sei.

Mit eisiger Faust umkrallte sie abermals das Gefühl schrecklicher Verlassenheit, als sie beim Feuer saß, in der trüben Gewißheit, daß sie bis zum Morgen kein Auge schließen werde. Das öde Schweigen erfüllte sie mit Grauen. Sie faltete die Hände, sie wollte beten, daß diese mörderische Stille ein Ende nehme — da erscholl ein Schrei, der sie bis ins Innerste erbeben ließ. Und ein inbrünstiges Gebet rang sich von ihren Lippen, das um Schutz vor diesem neuen Schrecken flehte.

Nochmals erscholl der Schrei, diesmal ganz nahe. Darauf ein plötzlicher Schlag gegen die Türe — entsetzt fuhr das Mädchen auf —, dann ein heftiges Winseln und ein wildes Scharren. Zitternd öffnete sie — es war Blitz. Rasch schloß sie hinter ihm wieder ab. Ein Strom der Erleichterung kam über sie wie Gottessegen. Sie schlang ihre Arme um den Hund.

„Armer Blitz", sagte sie. „Armer Blitz! Die Furcht hat dich zurückgejagt. Gott sei Dank, daß dir's geglückt ist, zu entkommen, alter Knabe."

Blitz schien nicht im geringsten beunruhigt, im Gegenteil, er ließ sich gemächlich beim Feuer nieder, dehnte und spreizte sich und blinzelte das Mädchen zufrieden an. Er war in milder Stimmung, denn er hatte vorzüglich geschmaust. Seine gelassene Ruhe teilte sich allmählich auch dem Mädchen mit. War doch sein Benehmen die beste Gewähr, daß keine Gefahr drohe.

Sie breitete ihre Decke auf die Schlafbank. Noch nie war ihr das Lager so weich erschienen. Das letzte, was ihre müden Augen erblickten, ehe sie sich zu einem Schlaf tiefster Erschöpfung schlossen, war der Hund, der friedlich am Herdfeuer schlummerte. Wie gut war es, daß sie die Wahrheit nicht ahnte: daß dieser markerschütternde Ruf Blitz' beschwörende Botschaft an eine längst verlorene Gefährtin war, herbeizukommen und mitzuschmausen.

Es war schon heller Tag, als des Hundes rastloses Auf- und Ablaufen sie aus festem Schlaf erweckte. Nach dieser Nacht auf den harten Brettern schmerzten sie alle Knochen im Leibe und sofort nach dem Frühstück holte sie Tannenreisig, um das Bett weicher zu machen.

Am frühen Nachmittag wurde sie des untätigen Sitzens müde und ging mit Blitz spazieren. Eine halbe Meile von der Hütte entdeckte sie eine tote Elchkuh, deren Kehle von fürchterlichen Zähnen zerfleischt war. Mit Bestimmtheit nahm sie an, daß dies das Werk des Raubtieres war, dessen Schrei sie nachts so erschreckt hatte.

Sie hatte die Lust verloren, weiter zu gehen, und eilte nach Hause. Gegen Abend ging sie zur Quelle, Wasser zu holen. Eben kniete sie nieder um zu schöpfen, da erblickte sie Blitz, wie er von der gegenüberliegenden Seite auf sie zugekrochen kam. Es war ein ganz eigenartiges, diebisches Schleichen, mit dem er sich näherte. Ein listiges Funkeln flackerte in seinen gelben Augen. Auf zwanzig Schritte tat er einen Sprung, geradewegs auf sie zu. Ein plötzliches Flügelschlagen — ein Waldhuhn flog auf und wurde im selben Augenblick durch seine mächtige Tatze zur Erde geschmettert. Trommelnd schlugen die Schwingen den Boden. Blitz hielt den Vogel fest und köpfte ihn mit einem einzigen Biß.

Volle zehn Sekunden blickte sie wie gebannt auf dieses wilde, faszinierende Schauspiel, dann schnellte sie empor, lief auf Blitz zu, der scheu zurückwich, wie wenn er fürchtete, Unwillen erregt zu haben. Doch sie nahm bloß das Huhn an sich und kein Ton des Vorwurfes war in ihrer Stimme.

„Lieber Blitz, nicht wahr, es ist gar nicht schön von mir, dir dein Nachtmahl zu nehmen, aber ich habe kein Fleisch; Bohnen, Reis und Zwieback sind gar trocken und Huhn esse ich zu gern, wir wollen teilen."

Sie trug den Vogel in die Hütte, rupfte ihn, behielt für sich das weiße Brustfleisch und gab Blitz den Rest. Diese weibliche Tyrannei war ihm nicht neu. Oft hatte sich Silber ebenso benommen, wenn er irgendwelches appetitliche Kleinzeug erhascht hatte.

Am nächsten Tag wilderte Blitz in der Nähe der Hütte und fing abermals ein Huhn. Während er den Kopf abbiß und verschluckte, durchfuhr ihn plötzlich ein Gedanke — er zerriß den Vogel nicht.

Hatte er doch einen ganzen Monat lang, nachdem Silber Mutter geworden war, Familienerhalter sein müssen, und diese strahlende Göttin, die jetzt seine einzige Liebe war, hatte ihm gestern das Huhn weggenommen!

Er nahm den Vogel ins Maul und trabte zur Hütte. Nach den Erfahrungen seines Ehelebens mit Silber schien es ihm nur natürlich, daß er seine Beute zur Höhle der neuen Gefährtin trug.

Vor den Füßen des Mädchens ließ er das Huhn fallen. Durch den Glanz in ihren Augen, durch den Ton herzlicher Liebe in ihrer Stimme fühlte er sich tausendfach bezahlt.

„O Blitz, mein alter Liebling, du willst mich füttern?" rief sie aus. „Du bist doch der tüchtigste Hund auf Erden, ich beneide diesen Moran, du mußt mir gehören, Blitz!"

Diese Nacht kratzte Blitz wieder an der Türe, um hinausgelassen zu werden. Bald danach hörte das Mädchen denselben schrecklichen Ruf, wie zwei Nächte zuvor. Blitz hatte einen jungen Elch gerissen und diesmal galt sein Schrei dem Mädchen, nicht mehr der verschwundenen Silber.

Doch er war durchaus nicht sicher, daß sie seiner Einladung Folge leisten werde. Deshalb fraß er hastig, bis er satt war, dann ging er daran, einen Hinterschenkel abzutrennen. Mit seinen messerscharfen Zähnen drang er bis zum Knochen ins Fleisch, hierauf packte er beim Fuß an, hob das Bein im rechten Winkel hoch, um es aus dem Hüftgelenk zu reißen.

Er arbeitete unermüdlich, durchbiß bald die Sehnen, bald zerrte er mit aller Kraft am Fuß, und endlich war der Schenkel losgetrennt.

Er wog vierzig Pfund, ein Gewicht, das er oft genug für Silber und die Jungen heimgeschleppt hatte. Er nahm das schwere Ende in den Rachen, den Fuß ließ er am Boden nachschleifen. So machte er sich auf den Weg zur Hütte. Alle paar Schritte, wenn die Last sein Genick ermüdet hatte, rastete er; manchmal packte er auch beim Fuß an und schleppte das schwere Ende nach.

Das Mädchen saß in der Hütte und wunderte sich über sein langes Fernbleiben. Da vernahm sie ein sonderbares zerrendes Geräusch, das mit dumpfem Gepolter abwechselte. Es war Blitz, der sich mit dem schweren Schenkelstück den Abhang hinaufarbeitete und in dem dichten Gestrüpp seine Last ruckweise bald über, bald unter gefallenen Baumstämmen hinwegschleifte.

Er meldete sich bei der Türe, sie öffnete. Mit der Kehrseite voran trat er ein, sein Geschenk über die Schwelle schleppend.

Das blutige Ende des Schenkels war ganz beschmutzt von Erde und Tannennadeln. Angewidert wich sie zurück. Sie konnte nicht wissen, daß Blitz diesen Elch eigens für sie getötet hatte, und mußte vermuten, er habe irgendwo ein Aas gefunden.

In ihren Augen funkelten Tränen, während sie den Treuen anerkennend streichelte.

„Bist ein guter Versorger, Blitz", lobte sie ihn. „Du willst nicht, daß ich bei Bohnen und Reis verkomme!"

Er schwelgte zwar in dem Bewußtsein, seiner lieben Herrin eine Freude gemacht zu haben, gleichzeitig aber erkannte er auch, daß sie sich vor seiner jüngsten Gabe einigermaßen ekelte. Daß sie Fleisch gerne aß, wußte er. Also hatte er gewiß nicht das richtige gebracht. Er verübelte es ihr keineswegs, daß sie so wählerisch war und wollte versuchen, ihren Geschmack besser zu treffen.

Für ihn bestand die Tierwelt, so weit sie zum Fraße diente, aus zwei Gruppen. In die erste und weitaus wichtigste gehörten die großen Exemplare, in die zweite alles Kleintier und Geflügel. In dieser Gruppe gab es einige Tiere, deren Fleisch er gar nicht mochte und nur im äußersten Fall berührt hätte. Seine Herrin nun schien letzteres zu bevorzugen. Die folgenden zwei Tage war er unermüdlich auf Jagd, so wie seinerzeit für Silber und die Jungen. Die Höhle mußte mit Fleisch versorgt werden.

Das Mädchen wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, angesichts der ständig wachsenden Auswahl von Wild, das sich in der Hütte häufte. Waldhühner, Kaninchen, Murmeltiere, ein Marder, eine Wanderratte und eine ganze Familie von kleinen gestreiften Backenhörnchen waren auf der Liste der kleinen Kreaturen, deren Leben seiner Liebe für das Mädchen zum Opfer fiel.

Seine Intelligenz gab der eines Menschen nichts nach. Deshalb zögerte sie, seine Geschenke wegzuwerfen, um ihn ja nicht zu beleidigen. Erst wenn er auf der Jagd war, warf sie die unerwünschten Stücke in tiefe Spalten des Felsengerölls.

Doch wie die meisten Menschen unterschätzte auch sie weitaus den Geruchssinn des Tieres. Blitz witterte die Spur eines Huhnes, auch wenn sie zwei Stunden alt war. Ein Kaninchen trägt einen halben Zoll Haar auf den Füßen und doch konnte des Hundes Nase seine Spur auf gefrorenem Boden, ja sogar auf glattem Eis auffinden, mit derselben Leichtigkeit, wie der Mensch eine Fährte im weichen Schnee verfolgt.

Er hatte nur dreißig Schritte weit zu gehen, um ganz genau den Ort festzustellen, wo das Fleisch hingekommen war.

Als er noch mit Silber lebte, hatte er selbst an einem Dutzend Stellen in der Nähe der Höhle Fleisch vergraben, wenn die Familie nicht damit fertig werden konnte. Daß diese Verstecke nie wieder geöffnet wurden, verschlug nichts. Es waren Reserven für den Fall einer Hungersnot, die zum Glück nie eintrat. Es schien ihm deshalb ganz natürlich, daß auch das Mädchen den Überfluß verstecke. Doch zog er für diesen Zweck Erde den Felsen vor. Daher holte er die Stücke, die er erreichen konnte, aus dem Geröll heraus und trug sie an einen Ort, den er hierzu gewählt hatte; dort vergrub er sie tief im Boden, scharrte das Erdreich wieder darauf und stampfte es mit der Schnauze fest.

(Fortsetzung folgt.)

Kinder müssen nur in solchen Dingen unterrichtet werden, die sich für ihr Alter schicken. Manche Eltern freuen sich, wenn ihre Kinder frühzeitig altklug reden können. Aus solchen Kindern wird aber gemeiniglich nichts. Ein Kind muß nur klug sein wie ein Kind.

Kant.

Der Vater.

Skizze von Wolfgang Federau.

„Verflucht!“ hatte er gesagt, als der Zug langsam aus dem Bahnhof herausrollte. Hatte sich in die Polster geworfen, die Arme gekreuzt und wütend, zornig, eine Pfeife nach der andern geraucht, ohne auch nur einen Blick nach seiner Vaterstadt aus dem Fenster zu werfen. Von ihren vielen alten und lustigen Türmen überragt, stand sie in der Ebene, ein Bild, nun immer mehr im Nebel und Grau der Ferne verschwindend, wie der Zug donnernd Kilometer nach Kilometer in rasender Geschwindigkeit in sich hineinfraß.

Hannah war zum Abschied auf dem Bahnsteig gewesen, Hannah und sonst niemand. Sie hatte da gestanden und zu ihm emporgeblickt, in ihrer stolzen, dennoch so hingebenden und besorgten Art. Hannah, von der die Leute sagten, sie sei seine Braut, und die doch eigentlich viel mehr war — oder viel weniger! Die ihm gehörte, seit langem schon, ohne daß er recht wußte, ob er sie liebe. Sie stand im weißen Sommerfähnchen, mit dunklen, wehenden Locken, und hatte ihn angesehen und seine Hand gestreichelt, die auf dem Rahmen des Abteilfensters lag, und in seinem Gesicht gesucht, das hart war und verschlossen und kalt — wie es die Gesichter von Menschen sind, die im Begriff stehen, etwas hinter sich zu werfen: ihr Leben oder ihre Jugend oder — ihre Liebe . . .

Jugend — Liebe — Leben — hatte er nicht alles hinter sich geworfen, damals, als er sich entschloß, der Stadt den Rücken zu kehren? Dieser kleinen, etwas verkümmerten und abseitigen Hafenstadt mit ihren lächerlichen Menschen, ihren trostlosen Gewohnheiten und Vergnügungen!

„Dein Vater? . . .“ hatte sie gefragt, kurz vor Abgang des Zuges und ihn angeblickt mit halber ängstlicher Frage.

„Sag ihm, ich laß ihn grüßen,“ war die Antwort, die er mit zusammengepreßten Lippen hervorstieß, ironisch, verächtlich, abweisend. Es war sein **letztes** Wort gewesen, das Hannah gehört hatte, ehe die Entfernung, der Raum sich zwischen diese beiden Menschen warf wie ein Feind. — —

Sechs Jahre war das her. War das möglich? Erst sechs Jahre! Und jetzt, ein Fünfunddreißiger, reifer, erfahrener, ein Vielgereister, kam er doch wieder, kehrte er in die alte Heimat zurück, die ihn vielleicht niemals ganz losgelassen hatte, um die seine Seele kreiste wie um ihren heimlichen, unsichtbaren Schwerpunkt, alle diese Jahre.

War es richtig, daß er vor noch nicht sechs Monaten in Bombay vor den Türmen des Schweigens der schauerlichen Beerdigungsfeierlichkeit der Parsen zugeschaut, daß er vor einem Jahre mit Hawkins — ach, der kleine lustige Engländer war jetzt auch schon tot — den schwarzen Erdteil in einem fast phantastischen Zuge von Dar-es-Salaam bis Windhoek durchquert hatte? Märchen waren das alles, schattenhafte Bilder und verworrene Erinnerungen.

Hannah hatte ihm anfänglich geschrieben. Nach Marseille zuerst, dann nach Kairo und Kalkutta. Nie hatte er geantwortet. Alles Alte und Gewesene wie eine Last, wie eine Fessel von sich zu werfen — das war sein Vorsatz gewesen, als er die große Reise ohne Ziel angetreten. Er hatte diesen Vorsatz getreulich befolgt. Zu hartnäckig vielleicht. Hatte er darunter gelitten? Ja — auch das wohl. Aber zugestanden hatte er es sich nie — es führte ja auch zu nichts. Hannah — ja, die wollte immer Mittler spielen, die Kluft zwischen ihm und seinem Vater überbrücken, dem starrköpfigen, ewig ernsten und schweigsamen Mann. „Du und Dein Vater, wie ähnlich seid Ihr Euch! Deshalb kommt Ihr nie richtig zusammen. Ihr seid wie zwei Steine, die Funken sprühen, wenn sie aufeinander stoßen“, hatte sie einmal geschrieben. Willy hatte sich darüber geärgert, und auch über etwas anderes: daß sie von dem einsam alternden Mann mitleidige Worte schrieb, daß sie den Sohn rühren wollte, wenn sie ihn schon nicht überzeugen konnte.

Nein, er hielt nichts von solchen Gefühlsduseleien, wirklich nicht. Meist verbarg sich darunter doch etwas Unangenehmes: man war nicht aufrichtig genug, sich völlig so zu geben, wie man eigentlich war. Dann aber war es doch über ihn gekommen, dieses deutsche Heimweh. Irgendwo in den Tropen hatte es ihn gepackt, ihn angesprungen wie ein Raubtier aus dem Hinterhalt. Er hatte sich mit der ganzen Kraft seiner Überzeugung gewehrt. Aber die Sehnsucht zehrte an ihm wie eine Krankheit und machte ihn schwach, matt und willenlos. Er mußte sich beugen, wenn er nicht sterben wollte.

Das war der Grund, daß er nun plötzlich mit seinen fernen, fremden Augen hier stand, in dieser grauen kleinen Stadt am Fluß. Daß er, braun und mager und sehnig, über die Hafenstraße ging, mit ihren armseligen kleinen Kaianlagen, über diese Straße, die seine Jugend bedeutet hatte. Lag nicht noch derselbe alte Geruch in der Luft nach Teer und Wasser und Kohlenstaub, den er von früher her so gut kannte? Drüben am Bollwerk schaukelte das Motorboot „Seepeter“, das einmal so blank und blitzend und sauber ausgesehen hatte — jetzt machte es einen etwas abgewirtschafteten und trübseligen Eindruck. In diesem Laden dort hatte er als Junge sein Angelgerät gekauft. Und drüben — warum, um des Himmels willen, schlug nur sein Herz plötzlich so schnell? — ja, drüben stand ein großes, ansehnliches, graues Haus. Mit einem breiten, spiegelnden Glasschild an der Fassade. „Johannes Eucken und Sohn“ stand darauf. „Und Sohn?“ fragte sich der einsame Spaziergänger. Was hatte denn das zu bedeuten? Das stand doch früher nicht darauf?

Da gab er sich gewaltsam einen Ruck, öffnete die Haustür. Links war der Eingang zum Kontor. Das wußte er noch. Sechs oder sieben Angestellte kritzelten eifrig an ihren hohen Pulten. Einer von ihnen erhob sich rasch, fragte nach den Wünschen des Fremden. Wilhelm Eucken antwortete nicht, schüttelte wortlos den Kopf.

Er ging auf die mit einer Milchglasscheibe versehene Tür im Hintergrunde zu, klopfte leise und trat ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Ein alter Herr, fast weißhaarig, mit einem zerfurchten und ein wenig strengen Gesicht, blickte dem Eintretenden erstaunt entgegen.

„Guten Tag, Vater,“ sagte der Fremde zögernd, in seiner alten, kühlen und ablehnenden Art. Er merkte nicht, wie seine Stimme zitterte.

„Guten Tag, Wilhelm,“ sagte auch der Alte und erhob sich höflich, schüttelte dem Sohne die Hand und deutete einladend auf den gegenüber stehenden Ledersessel. Wilhelm setzte sich schwer, sein Herz klopfte ungehörig laut.

Der Vater reichte ihm Zigarren, musterte ihn flüchtig — die strengen Linien seines Gesichtes lösten sich. „Er hat sich herausgemacht, der Junge,“ dachte er. „Ganz wie ich erwartete. Da ist alles lauteres Erz — keine Schlacke . . . . Dann ließ er sich erzählen, dieses und jenes, wovon der Sohn mit stockender Stimme berichtete. Hörte aufmerksam zu, nickte ab und an zustimmend, bedächtig. „Es war keine verlorene Zeit für dich, Willy,“ sagte er, „und das ist gut. Im übrigen — ja eigentlich hättest du mir auch mal schreiben können, in all den Jahren.“

Der andere blieb stumm, nagte an der Lippe. Jetzt also kamen die erwarteten langweiligen Vorwürfe. Er hätte doch nicht zurückkommen sollen.

„Aber nein, du hattest doch recht,“ sagte der Vater wieder. „Ich halte selbst nicht viel vom Schreiben. Du bist in Unfrieden von hier gegangen, das ist wahr. Aber du hast mich grüßen lassen, durch Hannah, als du fortfuhrst, und ich danke dir jetzt dafür. Ich weiß, du hast mich nie vergessen — du hast mich vielleicht mißverstanden, aber du hast meiner gedacht.“

Wilhelm senkte den Kopf. Er war erschüttert — so also hatte Hannah seine letzten Worte dem Vater überbracht — diese kalten, ironischen und häßlichen Worte! Und der Alte hatte sie aufgenommen wie ein letztes Zeichen der Liebe, einer kindlichen Liebe, die stärker war, als alle persönlichen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze. Der Vater hatte an diese Worte gedacht, unaufhörlich gedacht, sechs lange, endlos lange Jahre hindurch!

Plötzlich überflutete Scham das Gesicht des Sohnes, färbte es blutrot. Er stand auf, trat ans Fenster, blickte auf den Hof hinab. Endlich kehrte er wieder wortlos zu seinem Platz zurück.

Der Alte lächelte sanft. „Du hast schon gesehen, daß du Mitinhaber der Firma bist“, sagte er, „du wirst jetzt viel Arbeit vorfinden — das Geschäft geht nicht ganz so, wie es gehen sollte. Aber du wirst es schon schaffen. Du bist jung. Ich — ich bin jetzt alt und müde.“

Er stand auf, rückte mit einer mechanischen Bewegung das Schreibzeug zurecht, deutete auf seinen Stuhl.

„Da wirst du sitzen, Willy, von morgen ab. Der Platz war seit langem für dich bestimmt.“

Herbst ist gekommen.

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit,
Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?
Brauende Nebel geistern umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer,
Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe— wie flog es vorbei!

Storm.

Ein merkwürdiger Gesandter.

Von Georg Wagener.

„Den tollsten Kopf, den es geben konnte“, nannte Liselotte von der Pfalz den Perser Mehemet Riza Bey, der im Jahre 1715 als Gesandter des Schahs am Hofe Ludwig XIV. auftauchte. Und wenn ihn diese originelle Sittenmalerin ihres Interesses wert fand, so lohnt es sich, den merkwürdigen Mann näher kennenzulernen.

Schon die Reise Mehemets nach Frankreich war voller Gefahren und Abenteuer. Zuerst wurde er auf der Reise durch die Türkei für einen spionierenden Jesuiten gehalten und in Skutari festgesetzt, bis ihn sein Herr auslöste; dann wurde er unterwegs ausgeraubt und gepeinigt; es gelang ihm, sich zu befreien und unter der Maske des frommen Pilgers vom heiligen Grabe nach Frankreich zu kommen.

Hier wurde ihm ein glänzender Empfang zuteil. In Begleitung des Marschalls von Matignon und des königlichen Gesandtenempfängers von Breteuil traf er in Paris ein; riesige Zuschauermengen erwarteten ihn; auf den Straßen waren Tribünen aufgeschlagen, deren Plätze teurer bezahlt wurden, als die in der Oper; sämtliche Offiziere der Garnison waren zum Empfang befohlen.

Mehemet nahm in dem für Gesandtenbesuche bestimmten Palais Wohnung. Dort hielt er glänzenden Hof, wozu ihn die vielen Geldgeschenke befähigten, die er von allen Seiten forderte und erhielt. Die Damen der Aristokratie rechneten es sich zur Ehre an, vor ihm tanzen zu dürfen, und zeigten sich vom Reiz seiner orientalischen Sitten entzückt. Daß er oft in maßlose Wut verfiel, wenn nicht alles nach seinem Wunsche ging, und seine Umgebung mit dem Säbel bedrohte, vermochte die Bewunderer nicht abzuschrecken; man schrieb es seinen exotischen Gewohnheiten zugut.

Auch der greise König fühlte sich durch den Besuch geehrt und bereitete ihm im Versailler Schloß in der Galerie des Apollo einen pomphaften Empfang, wie ihn kein anderer Vertreter eines auswärtigen Monarchen gefunden hatte.

So war es kein Wunder, daß Mehemet den Aufenthalt in Paris möglichst in die Länge zog, um die Freuden der Weltstadt auszukosten. Fürchterliche Dinge erzählte man sich von den Orgien, die im Gesandtenpalais gefeiert wurden ,und oft drangen die tierischen Schreie des von allen Kriechereien und Beweihräucherungen wahnsinnigen Orientalen auf die Straße hinaus zur emporstarrenden Menge.

Sein maßloses Benehmen erregte den Unwillen der vernünftigen Pariser. Es gab viele, die an seiner Gesandteneigenschaft zu zweifeln begannen, da er sich so gar nicht als der Repräsentant eines großen Herrschers benahm. Montesquieu, der bekannte zeitgenössische Schriftsteller, verlieh diesem wachsenden Mißfallen in seinen „Persischen Briefen“ Ausdruck.

Die Gerüchte drangen auch zu Ludwig XIV., und dieser machte Mehemets überlangem Aufenthalt ein Ende; es wurde ein Handels- und Freundschaftsvertrag geschlossen, und dann forderte man den Perser auf, mit den Geschenken für den Schah sofort Frankreich zu verlassen.

Er schiffte sich unter Polizeiaufsicht in Le Havre ein; trotzdem gelang es ihm, die Marquise von Epinay, eine junge Schöne, deren Reize es ihm angetan hatten, an Bord zu schmuggeln. Er wollte nach Rußland und von dort auf dem Landwege nach Persien zurück.

Ein furchtbarer Sturm zwang ihn, die Seefahrt schon in Kopenhagen zu beenden. Dort ließ er seine Leute im Stich und ging über Hamburg und Berlin nach Danzig, wo er der Marquise Ruhe für ihr Wochenbett gönnen mußte. Durch Polen und Rußland kam er endlich nach zweijähriger Irrfahrt in seiner Heimatstadt Eriwan an. Unterwegs waren die Reisenden noch beraubt worden, obendrein hatten sie fast alle französischen Geschenke für den Schah verloren.

Hier in Eriwan mußte Mehemet erfahren, daß der Ruf seines skandalösen Benehmens ihm vorausgeeilt war und den Unwillen seines Herrn hervorgerufen hatte. Das Schlimmste befürchtend, wenn er mit leeren Händen nach Teheran kommen würde, zog er den Selbstmord einem schrecklicheren Ende vor.

Seine verlassene Gefährtin fand in seinem Bruder einen Beschützer, der sie an den Hof brachte. Dort übergab sie dem Schah alles, was sie an Dokumenten und Wertsachen aus der unglücklichen Gesandtschaft gerettet hatte. Sie starb in Teheran als Mohammedanerin.

Wer rückwärts sieht, giebt sich verloren; wer lebt und leben will, muß vorwärts sehen. Für alles Schöne, das vergeht, bleibt eine Welt von Schönheit. in die man eingehen kann. Ricarda Huch.



Bunte Chronik



* **Vom Rätsel des Wachstums.** Merkwürdigerweise sind die Ausgangszellen der Mehrzeller, die Eier, in der Größe kaum verschieden. Erst durch das Teilen des Wachstums entstehen große und kleine Tiere. Wenn das bestimmte Größenmaß nicht erreicht oder überschritten wird, dann büßt das betreffende Tier seine Art ein. — Man hat erkannt, daß das System der inneren Drüsen das Wachstum kontrolliert. Diesen inneren Kräften kommen äußere zur Hilfe. Mangel an Ernährung und Lebensraum schaffen in allen Tierklassen Kümmerformen. Inseltiere sind immer kleiner als die auf den Festländern. Ein Rätsel des Wachstums liegt immer noch darin, daß zum Beispiel das Rädertierchen nach zehn aufeinanderfolgenden Teilungsschnitten den gesamten Zellenstaat von 959 Zellen aufbaut, während der Mensch 50 Teilungsschnitte ausführen muß, um die vielen Billionen Zellen entstehen zu lassen. Der Berliner Gelehrte Dr. R. Hesse hat zur Lösung dieses Rätsels Beiträge geliefert. Er hat gefunden, daß die Grenze des Wachstums von der Größe des gesamten Darmsystems abhängt. Die Darmoberfläche nimmt gewisse Nährstoffe auf, verteilt sie als Antriebsstoffe für die Muskel- und Flimmerbewegung, Nervenleitung, Herstellung der chemischen Energie für die Verdauung, Fortschaffung der Stoffwechselprodukte. Der Rest wird zum Wachstum verwendet. Erst vergrößert sich das Darmsystem, dann erst setzt das Wachstum ein.



Rätsel-Ecke



Scherz-Rätsel.



*

Entzifferungs-Aufgabe.

Wir fanden im Papierkorb einen wahrscheinlich vom letzten Sommer stammenden geheimnisvollen Liebesbrief und wenden uns an unsere Leserinnen, diesen rasch zu entziffern und den Schlüssel zu finden.

> Estondo, 6. Iygyst.
>
> Ilortoyorsto Jytti!
>
> Aoh batto Dach, moan Ongolchon, gogon vaor lanks in dor greßon Bycho dos Kyrhiysos zy soan; tiysond annago Kyosso!
>
> Brang' Bininon mat.
>
> Doan Eskir.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 216.

Viereck-Rätsel:



D	r	o	s	s	e	l
K	r	a	n	i	c	h
A	r	a	b	i	e	n
F	i	s	c	h	e	r
M	u	s	c	h	e	l
F	l	i	e	g	e	r
M	i	l	l	i	o	n

*

Rätsel: Baku — Bau.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.